

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Gelandet.

Von Alfred Semerari.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und ihr letzter rötlicher Schimmer verblühte langsam hinter den hageren Kiefern und Fichten, die sich auf den Bergspitzen als ein düfterer Schmutz für die dünnbemoosten, die Berge oben abplattenden Sandflächen zusammengefunden hatten. Die glühenden Feuermassen, die die Abendsonne am Himmelrande ausgegüht hatte, waren zu grauer Asche geworden, und der vorher durch die lodernden Glut gerötete Fluß schob nun in der fahlen Dämmerung seine Wellen durch den Abend hin.

Der kühlte Wind mürkte sich vergebens, das Wasser zu kräuseln und zu schnellerem Laufe anzutreiben. Ein leichteres Spiel hatte er mit den Weiden und Erlen, die ihre gelben Blätter beinahe ganz verloren hatten und gleich verkrüppelten Bäcklern am Ufer lauernd ihre dünnen Äste wie abgekehrte Arme ausstreckten, die um ein Almosen heißten. Sie griffen sogar in die dunklen Wasser, doch sie ergaßten nichts als Grasbüschel und kleine Holzstücke, die ihnen aber bald wieder nach hartem Schwanken und Kreisen sich entwandten und solche Stromabwärts trugen ließen. Lange saßen sie nichts weiter als morsches Geäst und Grasbüschel, dann aber kam etwas anderes, Größeres den Fluß herab, auf den jetzt die Schatten der näherstehenden Nacht fielen. Manchmal hielt es an, dann ging es ohne Eile weiter. Die Wellen trugen es vor sich hin, die eine schob es der anderen zu, und so kam es von drüben nach der Mitte und von hier zu den Weiden und Erlen, die es den Wassern entriffen und mit ihren mageren Armen festhielten. Die Wellen drängten es über das gelbe Gras nach dem Sandboden hin, der unmerklich vom Fluße abfiel.

Am Himmel zogen dunkle Wolken in dichtem Schwarm und verdeckten den Mond und die Sterne, über die sie gleich ruhelosen Wanderern dahinglitten. Vom Osten brachen sie auf und im Westen hielten sie an und bildeten einen grauen dicken Wall vor der Himmelsburg, über die der Mond jetzt des Gewölbtes lebige wie ein schimmerndes Rundschild hing. Die Sterne blinzelten schläfrig, nur der wachsame Mond waltete aufmerklich seines Amtes und leuchtete herab auf die Berge, den Fluß und das Ufer, wo das Wasser der Weidenarme aufgegriffen und die Wellen auf den Sand geschoben hatten, regungslos lag. Sein bläulich weißes Licht umspiegelte einen schwächlichen Mädchenleib, ein blaßes Gesicht, nasen blonde Haare; es war fast noch ein Kind, das auf dem Sande lag. Schlaf ruhten die dünnen Arme neben dem Leibe, die Finger schienen in die Erde zu greifen, wie um sich festzuhalten, als fürchtete das Kind, wieder in die kalte Flut hinausgetragen zu werden, deren Wasser seine Finger noch bespülte und ihm den dünnen Rock an den Leib gepreßt hatte.

Das Mädchen wurde nicht in seiner Ruhe gestört. Ringsum war alles still, nur der Wind strich durch die Bäume und der Fluß murmelte dumpf. Da kamen Schritte am Wasser herauf, derbe Tritte, die die Erde feststampften — zwei Schiffer, die ihren langen, stachen Raben an Seilen stromaufwärts zogen. Sie kamen nur langsam weiter, denn das Wasser stemmte sich dem Kahn entgegen. Plötzlich blieb der Vorauserschreitende stehen, starrte auf den Uferstrand und machte seinem Gesichte ein stummendes Zeichen. Sie stierten beide auf das Mädchen. Sie wußten nicht, was sie tun sollten. Sie traten unter die Weide und sahen auf den Leichnam herab. — „Ist wohl schon tot?“, sagte der eine. Der andere nickte bloß. „Wir können doch nicht liegen lassen.“ — „Ne, das können wir nicht.“ — „Denn laß mal nach dem Dorf und hol' Leute. Ich bringe hier heim den Kahn.“ Jedes der eine nach dem Dorf lief, hielt der andere nach. Er schlang die Seile um einen Erlensumpf. Er schaute sich, auf das tote Mädchen zu blicken, mit dem er nun allein in der Nacht war. Unruhig wanderten seine Augen umher, bald nach dem Kahn, der stille, nur leicht schwanke auf dem Wasser lag und an den die Wellen leise schlugen, bald nach dem Wege, der ins Dorf führte.

Endlich tauchten Leute auf mit Laternen und einer Tragbahre. Voran lief der Schiffer und zeigte ihnen den Weg. In schwerer Krugart kamen sie näher. Der Schulle kommt auch gleich! sagte einer zu dem wachsalten Schiffer. — Wir haben keine Zeit, auf ihn zu warten, Franz,

zieh' an! Die Schiffer hatten die Seile über die Schultern und schleppten den Kahn weiter. Die Leute aus dem Dorf blieben allein bei der Leiche zurück; sie warteten auf den Schulzen, der das Protokoll aufnehmen sollte. Jetzt zeigte ihnen der Mond das Mädchen ganz deutlich und sie wichen erschrocken zurück. „Das ist ja Anne Dörting!“ — „Wahrhaftig, das ist sie!“ — „Hätt' ich das gewußt, wer's ist, wär' ich nicht gekommen. Was hab' ich mit 'ner Diebin zu schaffen?“ — „Man weiß doch nichts Gewisses, ob sie wirklich das Geld gestohlen hat. Kann sich denn der Schulze nicht irren? Und um 'nen lumpigen Taler hat er sie aus dem Haus gejagt.“ — „Bei mir ist sie gewesen, ich selbst sie aufnehmen. Dabei hab' ich selbst nichts.“ — „Bei mir war sie auch, ich werde mir aber doch nicht 'ne Diebin ins Haus nehmen.“ — Sie schwiegen und starrten auf das ernste, blaße Mädchen, aber sie konnten es nicht lange ansehen. Waren sie nicht am Tode des Kindes mitschuldig? Wenn sie es aufgenommen hätten, wäre es nicht in den Tod gegangen. Sie standen mit gesenkten Köpfen am Ufer, bis der Schulze kam. Er schimpfte auf die Schiffer, daß sie nicht mehr zur Stelle waren, machte einige Notizen und befahl, die Leiche auf die Bahre zu legen.

Er trat näher, suchte und wich zurück. „Das ist ja Anne Dörting.“ Er vermochte sich nur mühsam zu fassen. Er wollte das Mädchen nicht ansehen, aber wie durch einen Zauber glitten seine Augen immer wieder zu ihrem Gesicht zurück, dem das Wechselspiel des Mondlichtes, das durch dazwischenliegende Leichter Gewölbe auf Augenblicke beschattet ward, einen Schein des Lebens verlieh. „Wo wollen wir denn mit ihr hin?“ fragte er endlich einer der Leute. Der Schulze mußte sich erst besinnen, er griff in die Tasche und holte einen Schlüssel herab. „Da, in die Leichenkammer!“ Er brachte kaum die Worte heraus. Die Leute hoben die Bahre und gingen. Der Schulze stand unbeweglich. Als er sich nach ihnen umwandte, sah er die Lichter der Laternen nur noch wie helle Punkte durch das Dunkel der Bäume hupfen, bis sie ganz erloschen. Er blickte auf den Sandfleck, den die Leiche bedeckt hatte. Hier hatte Anna Dörting gelegen zu seinen Füßen — tot. Sie hatte sich ertränkt, nachdem er sie als eine Diebin aus dem Hause gestochen hatte. Sie hatte sich selbst bestraft. Vielleicht war es am besten so. Und schuldig war sie. Hätte sie sich sonst getötet? — Der Schulze stand noch immer unter der Weide. Mit einem Male war es ihm, als sähe er auf dem Wasser die Tote gerade auf sich zutreiben, und er wandte sich entsetzt ab und stürzte davon, als wolle die Tote ihn packen.

Auf dem Tisch in seiner Stube lag schon der Schlüssel zur Leichenkammer neben dem Lichte und einem Brief, den er noch zu schreiben begonnen hatte. Mit unbeholfenen Worten bat er das Oberlober-Waisenhaus um ein Mädchen, das sein mütterliches Kind warten sollte. Neben seinem Brief lag ein anderer, zernummerter, den vor einem halben Jahr das Waisenhaus der Anna Dörting mitgegeben hatte, als sie bei ihm in den Dienst trat.

Der Schulze stapfte in der Stube auf und ab; er mußte an das Mädchen denken. Energisch schüttelte er die Gedanken ab, die ihn beunruhigten und bekräftigten. Hatte er nicht recht daran getan, eine Diebin aus seinem Hause zu jagen? Eine Diebin sollte kein Kind warten? Er nahm aus dem Wandschrank die Steintruhe mit Weizenkörnern, stellte sie auf den Tisch, setzte sich und nahm den angefangenen Brief vor. Er trant einen tüchtigen Schluck und ergriß die Feder, fand aber trotz allen Grübelns die Fortsetzung zu seinem Brief nicht. Er hätte jetzt schreiben müssen, daß Anna Dörting ihm das Geld gestohlen und er sie auf die Straße gejagt habe, obwohl sie auf den Anien ihre Unschuld beteuert hätte, und daß sie in den Tod gegangen sei.

Daß sie die Diebin war, stand für ihn fest. Der Leichnam mit dem Mädchen hatte auf der Bahre gelegen in der Stube, und niemand war dazwischen gewesen als Anna und sein Kind. Wie seine Leute waren auf dem Felde. Hatte er aber nicht das Mädchen zum Diebstahl verlockt, hatte er nicht den Beutel unverschämter auf die Bahre gelegt, so daß das arme blasse Kind sichtbar ward? Der Schulze konnte sich vor den ihm beschwärmenden Gedanken nicht retten. Er trant häufig, um sich zu betäuben, und wollte den Brief beenden, doch wachte er nicht in Worten

zu fassen, was er sagen wollte. Er war auch nicht bei der Sache, er mußte immerfort an Anna Dörting denken. Jetzt lag sie in der kalten Leichenkammer und morgen in der kalten Erde. Im Armenzweig, im Kirchhofswinkel, abseits von den anderen. Der Schulze raffte sich zusammen; er mußte schreiben. Wer sollte denn sein Kind besorgen? Er horchte nach der Kammer hin. Er vernahm keinen Laut. Das Kind schlief. Den ganzen Tag hatte es nach der Anne geschrien. Das hatte dem Schulzen als er spät vom Felde heimkam, die Frau erzählt, die es zu Bett gebracht hatte.

Der Schulze nahm den Brief des Waisenhauses, um die Adresse auf das Kuvert zu schreiben. Als er ihn umblickte, fielen seine Augen auf die Worte: „Wir hoffen, daß Anna Dörting, die als elternlos: Waise in unserer Obhut herangezogen ist und die wir als ein fleißiges, treues, bescheidenes, ebrliches Mädchen kennen, in Ihrem Hause eine Heimat finden wird, und daß Sie an ihr wie ein Vater handeln werden.“

Fleißig, bescheiden, treu war die Anna gewesen; das mußte der Schulze zugeben. Wer christlich nicht. Und gut war es, daß sich das so bald gezeigt hatte. Sonst hätte sie sein Kind auch noch verdorben. Denn wer stahl, hatte doch alle Laster. Hatte er aber an der Anna wie ein Vater gehandelt? Hatte er auf ihr Flehen gehört, auf ihre Beteuerungen, sie sei unschuldig? Er hörte noch ihr Wüten und Schreien, daß ihr niemand helfe. Jagt ein Vater sein Kind auf die Straße?

Der Schulze fand nicht die Fortsetzung zu seinem Brief, er trant wieder einen tüchtigen Schluck, aber auch das half ihm nicht weiter. Er glaubte in der Kammer ein Geräusch zu hören und stand schwerfällig auf. Er war seiner Füße nicht mehr sicher. Er griff nach dem Licht und schwanke in die Kammer. Er mußte selbst das Kinder mädchen machen. Die Leute aus dem Dorf gaben ihre Töchter nicht in sein Haus. Sie brauchten sie zur Arbeit daheim und auf dem Felde; sie konnten auch in den unfern liegenden Fabriken mehr als bei ihm verdienen.

Der Schulze hatte sich getuschelt, das Kind schlief fest und ruhig. Er trat näher, so daß das Licht auf das kleine Bett fiel. Er sah auf den Jungen herab, der die Hände geschlossen hielt. Er beugte sich über ihn, strich über die beiden roten Wangen und nahm die kleinen Hände, die auf dem karierten Bettuch lagen und sich schachte öffneten, als sie die Wärme der großen Hand verspürten.

Der Schulze fühlte, wie etwas Hartes, Flaches in seine Hand glitt. Es war der Taler, den Anna Dörting gestohlen haben sollte. Der Schulze ließ ihn beinahe fallen.

Er rüttelte das Kind auf, daß ihm mit schlaftrunkenen Augen erschreckt anstarrte, und hielt ihm das blanke Geld vor. Der Junge griff gleich danach: „Mir, mir.“

„Wo hast du's her?“ schrie der Schulze.

„Von der Bank genommen, ist so blank!“ Der Junge jähuchte trampfhaft.

Der Schulze schlug ihm ins Gesicht: „Ruhig bist du, Bengel, oder ich schlag dich tot.“

Er taumelte in die Stube zurück, das Licht fiel ihm zu Boden und verlösch. Das Geld brannte ihm in der Hand, er warf es fort, daß es in der Stube herumprang. Seine Gedanken liefen durcheinander wie ein Bataillon Soldaten auf der Flucht. Er stolzte nach dem Stuhl und sank auf ihn nieder. Er verstand nur das eine: Anna Dörting war unschuldig. Weil sie sich zu keinem Flüchten konnte, war sie in den Tod gegangen. Sie wäre wohl auch nicht zu dem Oberlober Waisenhaus zurückgegangen, aus Furcht, man würde dem Schulzen mehr als ihr glauben. Er hatte sie in den Tod gejagt, ein Kind, an dem er wie ein Vater hätte handeln sollen.

Dem Schulzen graute vor dem Dunkel, das ihn umfing. Er rief die Fensterläden zurück, das Mondlicht rann durch die Scheiben. Er stieß die Fenster auf, daß die kalte Nachtluft hereinströmte. Die Kleider brannten ihm auf dem Leibe und Frostschauer liefen über seinen Rücken, als hätte er bald an einem heißen Feuer, bald unter prasselndem Hagelschlag. Seine Lippen liefen an Schäumen und er griff zur Kruste und trant und trant. „Anna Dörting war schuldig“, war alles, was er denken konnte, und er war schuldig. Er hatte sich zu verantworten. Wie sollte er sich rechtfertigen? Das Kind würde ihn vor Gottes Gericht fordern. Dieser Gedanke plagte ihn wie ein wildes Tier. Ein fieberhafter Durst quälte ihn und er trant wieder. Je mehr er trant, desto größer wurde seine Gier. Er leerte die Krufe. Weder die Nachtlust noch der Schnaps kühlten ihm den Kopf, durch den die Gedanken sich gleich Betrunknen drängten und stießen. Mit einem Male suchte ihm der Gedanke auf, Anna könne noch leben, er könne sie noch retten. Mühte sie denn tot sein?

Er sah sie plötzlich deutlich auf der Bahre vor sich. Sie schlief leicht nur, müde, ausgehungert. Er wollte sie wecken. Er stürzte hinaus in die Nacht. Er fiel und stieß sich, aber er erhob sich immer wieder und schob vorwärts, als riffe ihn etwas an unsichtbaren Banden nach. Nun war er an der Kirchhofsmauer und konnte die Leichenkammer sehen. Plötzlich war es ihm, als rufe jemand vom Fluß her um Hilfe. Er horchte: in seinen Ohren sauste es. Das Blut stürzte durch den Kopf.

Hatte er sie nicht schon am Wasser, auf dem Wasser gesehen? War es ihm nicht vorher ganz deutlich gewesen, als triebe sie auf ihn zu? Wieder schien jemand durch die Nacht zu rufen. Der Wind flog über die Bäume, daß seine Flügel ihre Kronen streiften. Der Mond war durch dicke graue Wolken fast ganz verdeckt. Eine Gule schwanke in unhörbarem Flug über den Kirchhof. Der Schulze taumelte von der Mauer zurück. Zum dritten Male hatte er den Hilferuf vernommen. Er schob durch die Nacht den Waffensack zu. Er meinte Annas Stimme zu hören, wie er sie gehört hatte, als er sie aus dem Hause stieß, bitternd, stehend, ein angulwoller Hilferuf. Er taumelte über den unebenen Boden dahin, fiel nieder, raffte sich wieder auf und taumelte weiter, bis er an den Erden und Weiden stand. Flackernde Lichter glitten über den Fluß. Der Schulze umklammerte einen Erlensumpf und stierte auf die schwerfällig vorwärts rollenden Wellen.

Hob sich da nicht ein Arm über die Wasser, tauchte aus der grauen Flut nicht dort ein blaßes Gesicht, trieb da nicht ein Mädchenleib heran? Trugen die Wellen nicht dort Anna Dörting näher und näher?

Der Schulze beugte sich vor und griff hinab, um das Mädchen zu bergen. Er griff in die kalten Wellen und stürzte hinunter. Die Wassereröffneten sich, schlugen zusammen, öffnete sich wieder, und ein blaßes Gesicht redete sich über die Flut. Die Hände aber verschwanden gleich wieder, und der Fluß trieb seine Wellen durch die Nacht vor sich hin wie ein Hirt seine müde Herde, die verspätet ihre Hürde aufsucht.

Das Lächeln.

Eine wahre Geschichte von Hermann Blumenhal.

Mein Freund Richard ist Redakteur einer Petroleumzeitschrift, und wenn ich ihn sehen will, muß ich die Naphtaböden aufsuchen, die sich in Wien in einem Cafe der inneren Stadt befinden. Gleich am ersten Tage fiel mir im Cafe ein Mann auf, der sich durch besondere Höflichkeit auszeichnete. Er begrüßte seine Bekannten stets sehr freundlich und hatte ein Lächeln für jeden.

Dieses Lächeln fiel mir auf, denn es war recht vielversprechend, und ich konnte nicht leicht klug daraus werden. Unzweifelhaft sollte es Wohlthun und Entgegenkommen ausdrücken. „Wer ist der Herr?“ fragte ich meinen Freund. „Wohl ein Agent, der sich bei allen Einzelschmeicheln sucht.“ „Du irrst“, erwiderte Richard. „Es ist der Millionär, R., dessen Glauben täglich mehr als hundert Zisternen (eine Millionen Kilogramm) Rohöl produzieren.“

„Der Grubenbesitzer R.“, rief ich erlautet. „Der Eigentümer des berühmten Kettenbades?“ „Derselbe; R. ist heute einer unserer größten Industriellen.“ „Sonderbar!“ — Und doch scheint mir, als wenn er sich um die Kunst der Leute bewerben würde,“ meinte ich. „Wie kommst du darauf?“ fragte Richard.

„Weißt du, sein Lächeln?“ — „Oh, sein Lächeln hat schon manchen getäuscht!“ rief Richard lachend. „Nebenbei hat dieses Lächeln den Grundstein zu seinem Vermögen gelegt.“ „Das mußt du mir erzählen,“ sagte ich.

„Du kennst die Geschichte nicht?“ rief Richard. „Sein Aufstieg war sonderbar und kam so plötzlich, daß

es sich gewiß in seinen kühnsten Träumen nicht schöner gedacht hat.“ „Erzähle“, bat ich. Richard erzählte mir hierauf die nachstehende Geschichte, die ich mit seinen eigenen Worten wiedergebe. „Vor einigen Jahren war R. in Borslaw ein Rohölagener, der kaum das Notwendigste zum Leben verdienen konnte. Er war wohl auch an einigen Gruben beteiligt, aber das Glück war ihm nicht günstig, und er verlor bald alle seine Anteile. Doch auch seine Stunde sollte kommen!“

Vor zwei Jahren etwa reiste R. nach Wien, um einer dortigen Firma ein paar hundert Zisternen Rohöl zum Kauf anzubieten. Der Direktor der Gesellschaft hatte aber an jenem Vormittag eine wichtige Besprechung, und R. mußte im Wohnzimmer warten. Nun wollte es der Zufall, daß im Bureau des Direktors gerade zu jener Stunde der Abschluß eines sehr wichtigen Vertrages besprochen wurde. Du erinnerst dich, daß vor zwei Jahren der Det Rohnica plötzlich zu neuem Leben erwachte. Das trug sich folgendermaßen zu:

Herr W., ein sehr tüchtiger Ingenieur, hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß in Rohnica, wo seit Jahren nicht mehr gegraben wurde, noch viel Öl zu holen sei. Er kaufte dort ein Grundstück, errichtete einen Wasserturm und fing zu bohren an. Niemand glaubte an einen Erfolg; denn in Rohnica schienen die Deliquellen verlegt zu sein, und so mancher hatte mit vergeblichen Bohrversuchen sein Geld verloren.

Der Ingenieur mußte viele Monate vergebens warten, aber er sagte sich, daß das Öl, das dort früher in so großer Menge aufgefunden gewesen war, unmöglich verschwunden sein könnte. Und so boherte er unverdrossen immer tiefer — bis er eines Tages richtig auf eine Erdölquelle stieß. Der Schacht lieferte nahezu zehn Zisternen täglich. Der Ingenieur hatte zum Einsammeln des Oeles alle Vorbereitungen getroffen: Röhrenstränge führten das Öl in entfernliegende Reservoirs, und da sich damals in Orte keine Frachtleute befanden, erfuhr die Rohnicar Grubenbesitzer, die fast durchweg außerhalb des Dorfes wohnten, nicht, wie sehr ihr Grund und Boden an Wert gewonnen hatte.

Der Plan des Ingenieurs ging nun dahin, in aller Stille so viel wie möglich von der kostbaren Erde zu billigen Preisen an sich zu reißen, und dazu brauchte er einen Kapitalisten.

So reiste er denn nach Wien, und zur selben Stunde, als Herr R. im Wohnzimmer der Grubengesellschaft wartete, wurde im Direktionsbureau der Vertrag stipuliert. Als der Ingenieur zufällig ins Wohnzimmer trat, bemerkte er dort den ihm bekannten Agenten, der ihn lächelnd begrüßte. Der Ingenieur wollte mit kurzem Gruß an Herrn R. vorbei, doch als er in sein Gesicht sah, wurde er stumm. Aus der Miene des Agenten glaubte er nämlich zu entnehmen, daß ihm der eben besprochene Plan bereits bekannt war; denn Herr R. lächelte ihn bedeutungsvoll an.

Der Ingenieur richtete Herrn R. die Hand und begann ein Gespräch mit ihm.

„Was führt Sie nach Wien?“ fragte er.

„Ich habe mit dem Direktor über ein wichtiges Geschäft zu verhandeln,“ erwiderte R. „So etwas läßt sich auf schriftlichem Wege nicht gut durchführen.“ „Darf man fragen, um was für ein Geschäft es sich handelt?“ fragte der Ingenieur; aber Herr R. lächelte nur — und schwieg.

Das Lächeln des Agenten brachte den Ingenieur außer sich. „Er weiß alles“, sagte er sich, und es schien ihm dringend geboten, den Agenten so lange vom Direktor fernzuhalten, wie der Vertrag nicht unterzeichnet war.

„Hören Sie“, fuhr der Ingenieur fort. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Darf ich Sie einladen, daß Sie mit mir frühstücken?“ Er nahm seinen Rock und erwartete, daß ihm der Agent folgen werde; doch dieser erwiderte: „Etwas später werde ich Ihnen gern zur Verfügung, aber jetzt muß ich zum Direktor. Es handelt sich um etwas Besonderes, und wie leicht kann mir einer zuvorkommen. Ein so gutes Geschäft kommt nicht alle Tage vor.“

Der Ingenieur wurde immer mehr im Glauben befestigt, daß der Agent in seinen Plan eingeweiht sei. Er zog ihn in eine Ecke und sagte: „Ich habe etwas für Sie, wobei Sie viel Geld herausbringen können, doch in jeder Augenblick losbar. Der Di-

rektor ist jetzt ohnehin beschäftigt. Sie können ja später wieder vorsprechen. Begleiten Sie mich jetzt.“

Als Herr R. bemerkte, daß es dem Ingenieur darum zu tun war, ihn zu entfernen, wurde er misstrauisch. „Später, später will ich mich Ihnen ganz widmen“, sagte er beherztlich, „aber vorerst muß ich mein Geschäft hier abwickeln.“

Der Ingenieur wurde immer ängstlicher. „Wieviel kann Ihnen die Vermittlung eintragen?“ rief er. „Es kann sich doch um kein Vermögen handeln!“

„Vielleicht doch, in meinen Augen ist es ein Vermögen,“ erwiderte der Agent und lächelte vielversand. Dieses Lächeln raubte dem Ingenieur den letzten Zweifel. Er glaubte nun sicher zu sein, daß der Agent wegen der Fehler in Rohnica mit dem Direktor verhandeln wollte, und grübelte darüber nach, von wem welchen Grundbesitzern er beauftragt sein konnte. Er mußte die Unterredung um jeden Preis verhindern.

Als sich nun R. beim Direktor anmelden lassen wollte, sah der Ingenieur, daß er ihn nicht länger zurückhalten konnte. Er näherte sich ihm also und flüsterte ihm zu:

„Wir kommen in derselben Angelegenheit, mein Vetter. Ich merke es am Anfang schon. ... Sie schaden aber sich um mir, wenn Sie jetzt mit Ihren Projekten kommen. Hören Sie, was ich Ihnen vorschlagen will: Ich überlasse Ihnen den dritten Teil meines Anteils, wenn Ihre Unterredung unterbleibt.“

„Es kommt darauf an, wieviel ich dabei verdiene,“ erwiderte R. „Wenn mein Geschäft zustande kommt, steht mir ein großer Verdienst in Aussicht.“ „Sie verdienen mindestens hunderttausend Kronen, wenn Sie auf meinen Antrag eingehen“, rief der Ingenieur und drängte ihn zur Tür. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir gleich zum Notar.“

R., der bei der Vermittlung im besten Falle einige hundert Kronen verdient hätte, konnte vor Ueberraschung kein Wort hervorbringen, und jetzt lächelte er schon verlegen. Er konnte unmöglich mehr verlangen, da er keine Ahnung hatte, um was es sich handelte und wofür ihm dieses Vermögen in den Schoß fiel. Er ließ sich also vom Ingenieur mitziehen, aber auf der Treppe sagte er sich, daß er auf jeden Fall noch etwas fordern mußte. Er blieb stehen und sagte:

„Hören Sie, Herr Ingenieur, eine Bitte habe ich noch. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber es liegt mir viel daran. Seit Jahren ist es mein größter Wunsch, ein Automobil zu besitzen, und ich kann mich mit dem Anteil, den Sie mir vorschlagen, nur einverstanden erklären, wenn ich außerdem noch ein Automobil bekomme.“

„Ein Automobil“, rief der Ingenieur. „Gut, daß Sie kein Haus auf der Ringstraße verlangen. Gut, Sie sollen es haben. Verlieren wir jetzt keine Zeit.“ Die Herren fuhrten zum Notar, und erst als der Vertrag aufgesetzt war, erklärte R., daß er an diesem Vormittag sein Glück gemacht hatte.

Erst viel später erfuhr der Ingenieur, daß R. von der Ergiebigkeit der Rohnicar Gruben keine Ahnung gehabt hatte, und daß er den Agenten für nichts ein Vermögen gegeben hatte.

So kam es, daß R., ohne auch nur einen Heller einzuzahlen, Gesellschafter der Rohnicar Grubengesellschaft wurde, und das Glück verließ ihn seit jenem Tage nicht. Die Gruben produzierten so viel Öl, daß ihm sein Anteil einige hunderttausend Kronen einwarf. Er beteiligte sich auch an anderen Unternehmungen und wurde so ein reicher Mann.

„Auf der Nacht“, Medrigens, gnädige Frau, gebe ich Ihnen absolute Bestimmungsberechtigung auf meinem Schiff. Sie haben nur zu befehlen, wohin die Reise gehen soll.“ „Ach, dann fahren Sie doch mal an den Horizont, da bin ich noch nie gewesen!“

— Gerechtfertigt. — Herr Wirt, Ihr Wein ist aber sehr schwach.“ — „Allerschwäche, mein Herr.“

— In der Reisefaison. Herr: Wie hat Ihnen denn im Berner Oberland das Finkenrathorn gefallen? — „Oh, ich glaube, ich habe es gar nicht gehört.“

— Fataler Kritik. — Es war mit der letzten Photographie das alle Ding, wie gewöhnlich. Meine Kamera meinte: „Schön weißt du nie, aber allemal sprechend ähnlich.“